

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 49

Artikel: Ein Wandertag
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 49 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 4. Dezember 1920

Waldweg im Vollmond.

Von Edgar Chappuis.

Aus Himmelsfernen lächeln Sternenaugen
Mildeleuchtend durch die Wipfel hoher Tannen,
Die horchend in des Waldes Schweigen stehen,
Als hörten sie das Zaubersong der Sphären.

Der schmale, dunkle Pfad führt in die Tiefe,
In duftumwobne, heil'ge Waldesstille,
Die leise atmend in des Himmels Bläue
Der Nacht ihr keusches, hehres Opfer bietet.

Da steigt aus dunkeln, fernen Wolkenbildern
Des Mondes Scheibe, alle Nacht erhellend
Und schreitet leuchtend auf dem Luftgewölbe,
Die wunderbare Waldesstille segnend.

Ein Wandertag.

Erzählung von Hermann Heise.

Erstes Kapitel.

Auf der Höhe eines lichten, nach Süden hin mit Reb-
gärten bedeckten Hügels tauchten, in schlanken Sprün-
gen laufend wie mutwillige Schulknaben, rasch hintereinander
zwei Jünglinge auf, in Reisefleibern und jeder sein Wan-
dergepäck am Riemen über der Schulter tragend.

„Halloh, ich bin der erste!“ rief Jonas Finkh lachend
und triumphierend als Sieger in dem scherzhaften Wett-
lauf um den Hügelgrat und den ersten Anblick des Bo-
densees.

Sein Freund, nach dem Jonas sich rufend umschaute,
war schon dicht hinter ihm und trat nun, vom Laufen ge-
rötet und tief aufatmend, neben ihm hervor, vom Anblick
der vor ihm zurückweichenden ungeheuren Weite betroffen.

„Der Bodensee!“ sagte er leise zu sich selber, glücklich
und unglaublich sich bestätigend, daß er nun dieses berühmte
Wasser, davon er von klein auf viel gehört hatte, wahr-
haftig vor Augen und nahezu erreicht habe.

„Jawohl, der Bodensee!“ fiel Jonas ein. „Diesmal
war also unser Rennen nicht vergebens wie heut schon zwei-
mal. Dafür gönnen wir uns jetzt aber auch eine Viertel-
stunde Rast und sehen uns die Herrlichkeit in allem Be-
hagen an.“

Sie warfen ihre Ranzgen ab und setzten sich am erhöhten
Straßenrande auf das moosige Gemäuer. Sie beide waren,

auf der ersten größeren Reise ihres jungen Lebens begriffen,
voll ungeduldiger Empfänglichkeit für die Schönheit der
Welt und voll ahnungsvoller Erwartung ihrer Wunder, zu
lauter Hingabe und Bewunderung im Herzen bereit und
doch voll von Erobererlust und Siegesgefühl. Seit vier
Tagen war ihnen nun Stunde um Stunde ein neues Stück
Welt aufgegangen, davon sie zuvor noch nichts oder nur
vom Hörensagen und aus ungeliebter Schulweisheit ge-
wußt hatten; sie waren durch Täler und über Flüsse ge-
kommen, deren Namen sie seit Jahren wohl gekannt, ohne
sich bei ihrem fremden Klang etwas gedacht zu haben,
und hatten Tag für Tag sich begierig darauf gefreut, nun
bald die Grenze und den berühmten großen See zu er-
reichen und in neue, fremde Länder zu kommen. Denn ihre
Absicht war, auf dem Wege über einige Alpenstraßen Ita-
lien zu erreichen, wohin ihre Sehnsucht längst das Paradies
verlegt und sich mit innigem Jugendheimweh verfangen
hatte.

So viel sie indessen auf ihren bisherigen Wegen davon
geredet hatten und so begehrt sie ihr Italien und Heim-
wehland in der Seele hegten, auf dieser freien Hügelhöhe
vergaben sie es doch für eine Weile völlig und verloren
sich im Taumel ersten Erlebens in die Größe und verwir-
rende Mannigfaltigkeit der Aussicht, die zu ihren Füßen
und weithin nach drei Himmelsgegenden sich farbig prangend

erstreckte. Vor ihnen fiel in sanften Hügelfstufen mit Reben und Obstgarten das Land gegen den See hin abwärts, dessen blaue und manchmal blendend spiegelnde Fläche nahezu regungslos in großer Ausdehnung leuchtete und das ganze Land weit und klar machte. Kleinere Hügel mit weichen Waldrücken umschlossen zur Rechten das riesige Seeboden, auf ihren Höhen leuchteten Burgen, Klöster und Gehöfte, zu ihren Füßen schmiegte sich das blaue Wasser zärtlich in weiche, runde Buchten. An diesen Buchten da und dort lagen klein, still und sauberlich Dörfer im Obstgardendunkel und Städtchen mit Kirchenturm und Schloß, einzelne träumerische Landhäuser winzig und seltsam klar zu schauen, und auf der Seeweite, sparsam verteilt, schwammen die Fahrzeuge der Schiffer und Fischer.

„O, ein Segel!“ rief Gustav Weiszäder mit Entzücken, da er, zum erstenmal in seinem Leben, in einem Sonnenblitz das schwebende, weiße Dreieck eines schlanken Segels grell und blendend aufglänzen sah.

Da berührte ihn sein Freund Finkh leise am Arm und deutete in die Ferne und Höhe, und Gustav folgte mit froh erschrockenem Blick und sah schweigend, den Arm um seines Kameraden Schulter gelegt, das längst erwartete, besprochene und ersehnte Gebirge, das ihnen beiden nun doch vollkommen überraschend und neu entgegentrat. Dort jenseits lagen wolfige Nebel grau und weiß dampfend um den Fuß und die halbe Höhe der Alpen, und nur die Gipfel ragten klar und mächtig in ihrer schweigenden, ehrwürdigen Reihe in die Bläue des sommerlichen Himmels, unirdisch und an Form und Farben mehr dem Reich der Wolken als der Erde verwandt, aber wohlgegründet, starr und tausendjährig.

Unwillkürlich waren sie aufgesprungen und standen lange, beglückt und gebannt, in der tief erregenden, leise und rätselhaft schmerzenden Erweiterung des Herzens, mit welcher die Jugend auf mächtige und überraschende Anblicke und Erlebnisse antwortet.

Sie waren voneinander weggetreten und schauten eine lange Zeit, von der Größe und Fülle des Anblicks benommen, schweigend hinab und über den See und die Buchten entlang, und immer wieder hinüber gegen die Alpen, deren schwarze Felsstürme und weiße Schneefelder, Grate, Scharfen und Gipfel im Spiel des Sonnenlichtes ihre tausendfältigen Formen und Geheimnisse der Ahnung darboten.

Eine Scham hielt die Freunde ab, einander anzuschauen, zu umarmen und ihr Entzücken zu äußern, bis Jonas Finkh, nicht fähig, sich länger zu meistern, unter Tanzen und Hutschwenken laut jubelnd und johlend seiner übermäßigen Lust den Lauf ließ. Er warf Hut und Stab in die Lüfte, fing sie laufend wieder auf, drückte den Freund heftig an seine Brust, ließ ihn sofort wieder los und sank atemlos und lachend auf die Wegmauer hin. Der knabenhafte Ausbruch, hinter dem er seine heimliche Ergriffenheit verbarg, kam auch dem andern zugute, der sich nun gefaßt und freudig mit glänzenden Augen zu ihm wandte.

Zu dem Gebirge hinüberdeutend rief er begeistert: „Das muß der Säntis sein, der hohe spitze da vorn, und dort, links hinüber geht unser Weg, morgen oder übermorgen sind wir mitten in den Alpen drin! Du, es ist alles ge-

rade so, wie ich es mir immer gedacht habe, und noch viel schöner!“

Sie nahmen ihre Ranzen auf und wanderten langsam weiter, bergabwärts gegen den klar heraufblauenden See, und so durstig sie immer wieder die Ferne maßten und dieser ganzen Schönheit froh und Herr zu werden verlangten, fanden sie doch keine innere Rast und kein beschauliches Stehenbleiben mehr, sondern mußten vom Wanderrausch getrieben rasch und rascher gehen, um selber mitten darin zu sein. Bald schwand ihnen Schneegebirg und Ländferne hinter Obstbaumkronen dahin, die sich immer enger und dunkelgrüner über ihnen häuften, bis der abstürzende Weg sich gemach verflachte und sie langsamer gegen den warmen Seerand hinführte. Hier nahm Tor und Gasse einer kleinen hübschen Stadt die Wanderer freundlich grüßend auf, mit Blumenbrettern vor blühenden Fenstern, kleinem Handwerksgeräusche und einladenden Wirtsschildern.

Allein so hübsch die sonnige Gasse lachte und so vertraulich der Hecht, die Linde und der Adler grüßten, die jungen Menschen gingen in einmütiger Ungeduld vorüber, dem See entgegen. Der blitzte ihnen unversehens am Ende einer Nachbargasse ins Gesicht, eilig nahmen sie den Weg dahin und ins Freie und machten geblendet vor dem strahlenden Wasser Halt. Da umgab sie neu und köstlich fremd der wunderliche Seegeruch und das niegesehene Strandleben: barfüßige Buben mit langen Angelfischen, aufgespannte, funkelnde Fischerneze, leichte Rudergondeln an Pfähle gebunden und milde schaukelnd, weiter draußen verankert Barken und Segelboote, andere ins Trockne gezogen lagen groß und dunkel am schrägen Strand.

Und weithin lag glänzend in hundert Perlmutterfarben der mächtige See, über welchen sie fahren sollten! War es auch noch nicht der Hafen von Genua und noch kein südliches Meer, so gaben doch Wasserweite, Seeduft, Silhouetten der Boote und Segel einen kräftigen Vorgeschmack, und ohne es zu sagen oder dessen nur recht bewußt zu sein, dachten die Jünglinge im Stillen an Homer und an den Seefahrer Odysseus.

Nun gingen sie den Schiffsmann zu erfragen, der sie über das große Wasser fergen sollte. Sie fanden ihn, einen graubärtigen kleinen Mann, an seiner Fährbarke beschäftigt, und fragten ihn, ob er sie hinüberführen wolle und wie lange er dazu wohl brauche.

„Ein paar Stunden schon,“ sagte er langsam. „Aber die jungen Herren müssen noch warten; dafür gibt es nachher Gesellschaft. Es ist schon eine fremde Herrschaft da, ein Herr und eine Jungfer, die haben ihren Wagen gestern vorausgeschickt und wollen heute zu Wasser weiter. Und in einer halben Stunde kommt die Post an, die bringt wohl auch noch Fahrgäste mit.“

Gustav Weiszäder zeigte sich über den Bescheid ein wenig enttäuscht.

„Ich hatte es mir so schön gedacht, nur zu zweien in einem kleinen Boot diese Fahrt zu machen,“ sagte er mit halber Betrübniß.

„Das können Sie ja haben,“ meinte der Alte freundlich, „wenn Sie darauf bestehen und einige Geduld haben wollen. Nur kostet es halt vier Gulden, und auf der großen Fähr, die ohnehin geht, zahlt ein Jeder bloß zwanzig

Kreuzer, und hat die Gesellschaft umsonst. Und es ist auch im kleinen Bötlein schon manchem ungut geworden, wenn eine Oberluft kam und er kein Seeheld war.“

„Ach was,“ rief Jonas Findh, natürlich fahren wir mit den andern. Die Gulden haben wir sowieso nicht übrig, und Seehelden sind wir auch nicht. Ich wenigstens bin keiner.“

Der andere stimmte bei, sie bestellten Plätze und ließen ihre Bündel und Mäntel auf der stattlichen Barke liegen. Dann gingen sie behutsam in das Städtchen zurück, besaßen den Marktplatz und die sauberen Gassen, lächelten den vom Spiel weg nach ihnen umschauenden Kindern zu, kauften beim Bäcker Brot, beim Metzger eine Wurst und ließen in der Linde ihre neuen Reiseflaschen mit ortswüchsigem Rot-

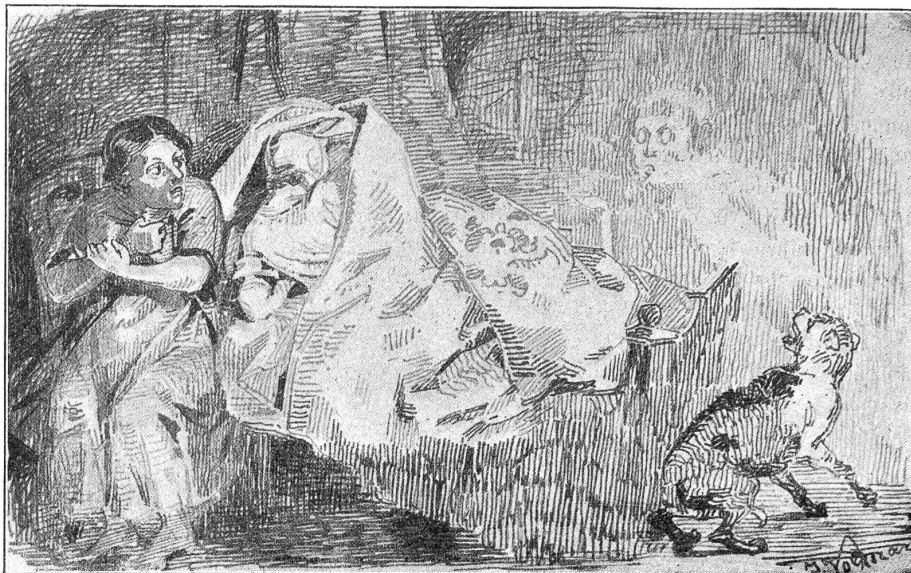
wein füllen. Danach fanden sie noch Zeit, den Kirchturm zu ersteigen und von seiner Höhe Ausschau zu halten, bis schwerer Pferdetrab, Schellengeläute und Räderknirschen auf dem Pflaster die Anfahrt des Postwagens verkündete. Da eilten sie vom Turme und den nächsten Weg zum Strand und Hafen hinab, um ja die Fähre nicht zu versäumen.

Damit hatte es indessen gute Weile. Die vornehme fremde Herrschaft zwar, welche der schönen Wasserfahrt zuliebe ihren Wagen leer hatte weiterfahren lassen, stand schon reisefertig im Hinterteil des Bootes bei ihrem ledernen Koffer, zwei andre Mitreisende aber gingen noch ruhig am Strande hin und wider, während über den Ländesteg allerlei Frachtgüter auf das Fährboot gebracht wurden. Es wurden mehrere Kisten, Ballen und Körbe herübergeschleppt und verstaut, sodann ein großer Wasserbottich voll lebender Fische und schließlich noch einige Fässer, und die jungen Reisenden sahen dieser einfachen Sautierung mit dem Eifer und Vergnügen zu, mit welchem alle Landbewohner das Schiffahrtsgewerbe betrachten, das sie noch nie oder selten gesehen haben. Sie sahen es beide zum erstenmal und es schien ihnen diese Art des Reisens schöner und verlockender als jede andre.

Sorgfältig stiegen sie ins Schiff hinüber, sobald der Steg frei ward. Die säumigen Mitfahrer wurden nun zur Eile ermahnt und stiegen ein wie Leute, die das nicht zum erstenmal tun, sie riefen den am Lande Stehenden Grüße, Aufträge und Scherzworte zu, und die schwere Barke ward von zwei Ruderknechten mit einer gewaltigen Stange vom Ufer abgestoßen. Dann wurden die großen, breitschaueligen Stehruder taftmäßig bewegt und die Fahrt begonnen.

Zweites Kapitel.

Der fremde Herr hatte inzwischen mit seiner Tochter in der Mitte des Schiffes den Ehrenplatz eingenommen. Für ihn und sie waren da eigens zwei bequeme, niedere Polsterjessel aufgestellt worden, indeß die gewöhnlichen Fahrgäste zwei hölzerne Bänklein benützen konnten. Der Fremde



J. Volmar: Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Der Frienisbergermönch.

(Abb. 2 zu dem auf S. 579 in No. 48 erschienenen Text.)

war ein bequem, doch feingekleideter Mann von wohl sechzig Jahren, die Tochter ein junges, überaus wohlgewachsenes Mädchen, dessen Gesicht jedoch zur Hälfte von einem bläulichen Schleier verhüllt war. Sie saßen beide mit den lässigen Gebärden reicher Leute in ihren Ehrenstühlen, der Vater mit einem feinen, lederumkleideten Fernrohr versehen, betrachteten den See und die Ferne und sprachen zuweilen halblaut miteinander. Jonas war geneigt gewesen, sie für Engländer zu halten, und hatte für den noblen Alten schon den Ehrennamen „der Lord“ erfunden. Es erwies sich jedoch später, daß sie Deutsche waren und aus Bremen stammten, worauf Jonas den Lord mit einigem Bedauern in einen Senator verwandelte.

Nach einigem Umherstöbern hatten auch die Freunde sich gesetzt, im stillen Dahinfahren sank ihre vorige Erregung und Ungeduld nieder und sie gewöhnten sich daran, auf dem blauen Wasser und mitten im schönen Bilde zu sein, nicht mehr Eroberer und Entdecker, sondern dankbare Gäste und Genießer.

Von den übrigen Fahrtgenossen hielt sich der eine bei den Waren und Ruderern auf und sank später, bei zunehmender Wärme, über einem Bündel leerer Säcke in Schlaf. Der andere nahm bei den Wanderern Platz, bald gesellte sich der alte Schiffsmann dazu, und indem die jungen Leute sich um die Namen mancher Ortschaften und Berge, um Wetter und Entfernungen erkundigten, entstand ein lässiges Gespräch und Vertrauen. Da nun Jonas Findh seine Wurst zerschnitt, dem Freunde und sich vorgelegt und gespeist, den Becher mit Wein aber auch dem Schiffer und dem andern Manne angeboten hatte, sagte der kleine alte Schiffsmann zutraulich: „So, Ihr jungen Herren, nun haben wir von Ihrem Wein getrunken und wollen die Gastfreundschaft beim nächsten Anlaß gern erwidern. Wir beide sind in der Seegegend daheim, ich habe mein Schiff und Gewerbe hier und der dort ist Gastwirt im Appenzell. Sie aber kommen von weiter her und man kennt Sie nicht. Wenn Sie also Lust dazu haben, an der Zeit wird es nicht



J Volmar: Spukhaftes aus Bern=Altstadt. Das Geräusch im Frienisbergerhaus.

fehlen, so erzählen Sie uns ein wenig, wer Sie sind und woher, und was Sie da auf Reisen suchen.“

„Das kann wohl geschehen und ist bald gesagt,“ gab Findy Antwort. „Was mich betrifft, ich habe vier Jahre lang (es kommt mir aber viel länger vor) Philologie studiert und soll später den Schulbuben daheim das Latein beibringen. Studiert habe ich in Heidelberg und Tübingen, meine Heimat aber ist in Reutlingen, obwohl man das, hoffe ich, meiner Sprache nicht anhört. Und meine Reise geht mit einem kleinen Umweg nach Rom, wo der Papst regiert und wo früher das beste Latein gesprochen wurde. Ich habe mir mit Stundengeben und Abschreiben ein Reisegeld verdient, und weil das bis nach Rom nicht gereicht hätte, hat ein alter Onkel, dem meine Reiselust besser gefällt als mein Schulmeisterberuf, das Fehlende dazugelegt und mir diesen guten Stod mit dem Hirschhorngriff geschenkt, mit dem er selber vor Zeiten als junger Goldschmied sich in der Welt herumgetrieben und das Handwerk begünstigt hat. — Jetzt kommst du dran, Gustav!“

Der angerufene Freund lächelte und wurde rot, er war weder Philolog noch sonst so redegewandt wie Jonas. Auch hatte er bemerkt, daß die beiden vornehmen Fremden mit Behagen und leiser Belustigung von ihrer Unterhaltung Kenntnis nahmen. Doch überwand er schnell das erste Stutzen und Stoden und brachte seinen Spruch nicht übel heraus. Seine Heimat sei im untern Neckartal und wenn sein Vater noch am Leben wäre, so hätte er wohl auch ein ordentliches Fach studieren und ein Amt erlernen müssen. So aber sei sein Vater früh gestorben, und er habe beim besten Willen an der Schule und am Lernen keine Freude haben können. Und da seine Mutter ihn schon immer verwöhnt, habe sie mit Seufzen ihm schließlich erlaubt zu werden, was er von Kind auf haben werden wollen, nämlich ein Maler. Nun habe er die Kunstschule hinter sich, auch ein kleines Stipendium erhalten, und sei auf dem Wege nach Italien, wohin sein lieber Jugendfreund und halber Vetter ihn begleite. Doch sei er gegen diesen im Vorteil, denn Findy müsse nach längstens vier Monaten heimkehren und

Schullehrer werden, während er in voller Freiheit dahingehle und im schönen Italien nach Herzenslust werde wandern und malen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

Sie wanderten ein gutes Stück
Zusammen durch dies Leben.
Es war nicht Leid, es war nicht Glück,
Sie gingen so daneben.

Sie mühten sich und hielten Schritt,
War oft ein schwer' Beginnen;
Das kam, sie wanderten zu Dritt
In ihrem dunklen Sinnen.

H. Churrow.

Spukhaftes aus Bern=Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

Das Geräusch im Frienisbergerhaus.

Im Estrich des Frienisbergerhaus vernahm man je weilen um Mitternacht ein merkwürdiges Geräusch. Man hörte das Knarren und Knacken der Bodenplanen. Es war, als ob jemand umherginge. Dazwischen wurde ein schmerzliches Stöhnen ausgestoßen. Um die Ursache dieses Lärmes zu ergründen, stiegen einst zwei Studenten auf den Estrich. Eine Magd zündete ihnen mit einer Laterne. Lachend und scherzend langten sie oben an. Plötzlich vernahmen sie das Geräusch in unmittelbarer Nähe und spähten erschrocken um sich. Aber sie konnten nichts sehen und kehrten verstört zurück.

Die Dame mit dem Kavalier.

In einem Haus unten an der Junkerngasse vernahmen die Hausleute früher zwischen zwölf und ein Uhr nachts ein Geräusch, als ob eine Dame mit Stöckelschuhen die Treppe hinabginge. Sie sagten, es rühre von einer Dame her, die jede Nacht um die Geisterstunde, von einem Kavalier gefolgt, beide in der Kleidung des achtzehnten Jahrhunderts, droben aus dem Holzhaus trete und mit einem Licht in der Hand im Haus herumwandle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Mond.

Eine phantastische Geschichte, aus der man allerlei lernen kann.

Von Wolff Durian.

Ich krieche ins Bett und drehe die Lampe aus. Unter dem Fenster erscheint ein breiter Streifen von hartem weißem Mondlicht.

Nie habe ich Mondlicht leiden mögen. Aber viele Menschen schwärmen sogar dafür und machen Gedichte über „das blasse Silberlicht des Mondes“. Nun sehe doch einer den brutalen weißen Lichtfleck unter dem Fenster da! Ich verstehe nicht, wie man dabei von blassem Silberlicht reden mag. Und dann: es hat für mich immer etwas Beunruhigendes, dies Licht zu sehen. Nicht weil es gespensterhaft aussieht — ich glaube ja nicht an Gespenster. Aber es liegt doch eine geheimnisvolle Kraft darin, so ein... ich weiß nicht wie... Uuha! Ach ja... schlafen! —